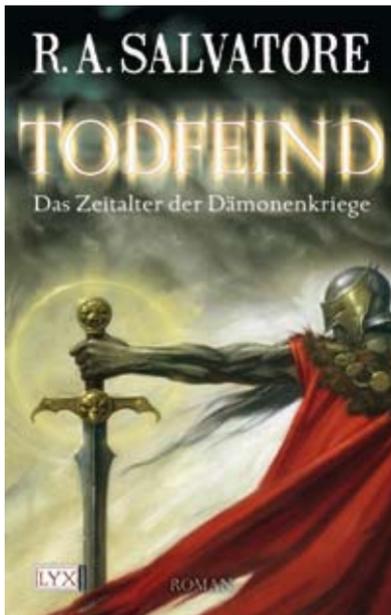




Unverkäufliche Leseprobe

R.A. Salvatore
Das Zeitalter der Dämonenkriege
Band 1: Todfeind



416 Seiten
ISBN: 978-3-8025-8181-6

Mehr Informationen zu diesem Titel:
www.egmont-lyx.de



I

DER MÖCHTEGERN-KÖNIG

So klein und schmal er auch war, so schritt Bransen dennoch aus wie ein selbstbewusster Mann. Er trug die schlichte Kleidung eines Bauern, Kniebundhose und Oberhemd sowie einen breitrempigen Hut, unter dem dichte Büschel schwarzen Haars wucherten. Er hatte einen dicken Wanderstock bei sich, der zu dick für seine zarten Hände zu sein schien. Aber wie der Hut – wie der ganze Mann selbst – verbarg er ein wichtiges Geheimnis, denn in seinem blank polierten Holz befand sich eine Höhlung, und diese Höhlung barg ein Schwert, ein fabelhaftes Schwert, das beste Schwert im ganzen Land nördlich der Gürtelberge. Hergestellt aus geschichtetem Silverilstahl, verziert mit den Gravuren von Weinranken und Blumen und versehen mit einem Griff aus Silber und Elfenbein, der eine Kobra darstellte, gewann dieses Schwert durch Gebrauch noch an Schärfe, wenn die dickeren äußeren Stahlschichten wegsplitterten oder abgewetzt wurden.

Es war eine Jhesta-Tu-Klinge, so genannt nach den zurückgezogen lebenden Mystikern des im Süden liegenden Landes Behren. Keine Einzelheit des Schwertes war übersehen worden, nicht einmal die Enden der Parierstange, deren jede gearbeitet war wie eine kleinere Schlange, gereizt und bereit zum Zustoßen. Denn für die Jhesta Tu war die Herstellung eines Schwertes ein heiliger Akt, ein Ausdruck tiefer Meditation und vollendeter Konzentration. Dieses Schwert war von Bransens Mutter, SenWi, gestaltet worden, und immer wenn er es in der Hand hielt, konnte er in seinen Verzierungen und der Qualität seiner Machart den Geist dieser bemerkenswerten, schon vor langer Zeit verstorbenen Frau spüren.

Ein einfacher Karren, gezogen von zwei Pferden und mit einem Esel, der hinten angebunden war, rollte auf dem Kopfsteinpflaster neben ihm her. Gelenkt wurde er von einer Frau, die Bransens Aufmerksamkeit derart fesselte, dass er aufs Äußerste überrascht wurde, als eine andere Frau zu ihm aufholte und das seidene Kopftuch höher unter seinen Hut schob.

Instinktiv schoss Bransens Hand hoch und ergriff das Handgelenk dieser anderen Frau. Es war Callen Duwornay, seine Schwiegermutter. Lächelnd wandte er sich zu ihr um.

»Mir gefällt, wie du sie ansiehst«, sagte Callen leise zu ihm und deutete mit dem Kinn auf ihre Tochter. Cadayle, die von Bransens Blick nichts bemerkte, sang, während sie den Karren dirigierte.

»Sie ist die schönste Frau, die ich je gesehen habe«, erwiderte Bransen so leise, dass Cadayle nichts hören konnte. »Jedes Mal, wenn ich sie ansehe, erscheint sie mir noch schöner als vorher.«

Callen schenkte ihm ein strahlendes Lächeln. »Einst hat ein Mann auch mich einmal so angeschaut«, sagte sie. »Jedenfalls dachte ich es.«

Ogleich sie lächelte, schwangen in ihrer Stimme Wehmut und ein wenig Schmerz mit. Letzteres verstand Bransen nur zu gut, denn er wusste, dass Callens traurige Geschichte mit seiner eigenen aufs Verwirrendste und Engste verwoben war.

Callen hatte einmal geliebt, jedoch nicht ihren Ehemann. Sie hatte den Gefährten ihres Herzens kennengelernt, nachdem sie bereits zur Ehe versprochen worden war, ohne eigene Wahl und Entscheidung, wie es vor zwanzig Jahren in Honce noch Brauch gewesen war. Als ihr ehebrecherisches Verhältnis bekannt wurde, war sie zum Tod verurteilt worden. Nach alter samhaistanischer Tradition war die junge Callen »ingesackt« worden – sie wurde zusammen mit einer giftigen Schlange in einen Leinensack gesteckt. Nachdem sie mehrmals gebissen worden war und das tödliche Gift durch ihre Adern kreiste, hatte man sie am Rand von Pryd ausgesetzt, um sie sterben zu lassen.

Bransens Mutter hatte Callen jedoch zufällig auf ihrem Weg gefunden und war eingeschritten. Sie hatte ihren Jhesta-Tu-Zauber benutzt, um das Gift aus Callens Körper heraus- und in ihren eigenen Körper hineinzuholen. Aber SenWi wusste nicht, dass sie mit einem Kind – Bransen – schwanger war. Das Gift fügte ihm schlimme Schäden zu.

Daher behielt er sein zweites Geheimnis für sich, versteckt unter einem Kopftuch, das er unter seinem Hut trug. Das Kopftuch hielt einen Seelenstein an Ort und Stelle, einen Hämatiten, das war ein magischer Edelstein, mit abellikanischen Heilkräften aufgeladen. Während er diesen Stein trug, konnte Bransen ganz unauffällig und mit sicherem, festem Schritt gehen. Ohne ihn fiel er in den unbeholfenen und tapsigen Zustand jener Kreatur zurück, die häufig als »der Storch« verspottet wurde.

»Dein Geliebter hat dich betrogen«, sagte Bransen, aber Callen schüttelte den Kopf, noch ehe er den Satz beendet hatte.

»Er hatte keine andere Wahl. Er wäre neben mir getötet worden, ganz gleich, ob er die Affäre geleugnet oder zugegeben hätte.«

»Das wäre zumindest eine edle Handlungsweise gewesen.«

»Eher wohl eine ziemlich törichte.«

»Die Wahrheit zu sagen ist nicht töricht«, widersprach Bransen.

Callen grinste ihn vielsagend an. »Dann wirf deinen Hut weg und zieh das Schwert aus diesem Knüppel, den du deinen Wanderstock nennst.«

Bransen lachte und gab sich geschlagen. »Wie lautete sein Name?«

Callen schüttelte den Kopf. »Ich habe ihn geliebt«, war alles, was sie sagte. »Und er schenkte mir meine Cadayle.« Sie sah an Bransen vorbei zu ihrer Tochter. In diesem Augenblick erkannte Bransen klarer als jemals zuvor die Ähnlichkeit zwischen Callen und ihrer Tochter. Sie hatte das gleiche weizenblonde Haar, obwohl Callens bereits von grauen Strähnen durchzogen wurde, und Augen von einem ähnlich braunen Schimmer, auch wenn Bransen Callens Augen nur selten so hatte funkeln sehen wie in diesem Moment – und wie Cadayles Augen es immer taten.

Bransen folgte ihrem Blick auf seine geliebte Frau. »Dann vergebe ich ihm seine Feigheit, wie immer sein Name lauten mag«, sagte er. »Denn er schenkte mir auch Cadayle, nehme ich an.«

»So wie deine Mutter dich ihr geschenkt hat. Wie deine Mutter Cadayle das Leben schenkte, indem sie meines rettete, als ich Cadayle unter dem Herzen trug.«

»Als meine Mutter mich erwartete«, sagte Bransen und sah wieder seine Schwiegermutter an.

Callen atmete bei seinen Worten seufzend ein. »Es tut mir leid«, sagte sie.

Bransen wischte ihre Entschuldigung mit einer Handbewegung weg. »Sei ehrlich: Hättest du SenWi aufgehalten, wenn du gewusst hättest, dass mich das Umleiten des Giftes derart schädigen würde?«

Callen suchte krampfhaft nach einer Antwort, während ihr Blick zu Cadayle wanderte, was Bransen nur noch fröhlicher lachen ließ.

»Ich hätte es auch nicht getan«, sagte er. »Lieber bin ich der Storch mit Cadayle an meiner Seite als ein ganzer Mann ohne sie.«

»Du bist ein ganzer Mann«, betonte sie. Sie schob den Saum seines Kopftuchs ein wenig höher.

»Mit dem Edelstein.«

»Oder ohne ihn«, sagte Callen. »Bransen Garibond ist ein besserer Mann als alle anderen, die ich je gekannt habe.«

Bransen lachte wieder. »Und vielleicht kann ich eines Tages auch ohne den Seelenstein gehen. Das verheißen die Geheimnisse der Jhesta Tu.«

»Was tuschelt und kichert ihr die ganze Zeit?«, fragte Cadayle vom Wagen her. »Willst du mir etwa meinen Mann wegnehmen?«

»Oh, wie könnte ich das?«, erwiderte Callen.

Bransen legte einen Arm um Callen und zog sie eng an sich, während sie nebeneinander hergingen. Es war für ihn nicht schwer, den Ursprung von Cadayles Schönheit, körperlich wie geistig, zu erkennen. Und er wusste, dass er sich glücklich schätzen konnte, eine solche Schwiegermutter zu haben. Sich auch nur vorzustellen, dass jemand versucht haben konnte, Callen zu töten – Bernivvigar, der Samhaistaner, hatte es sogar zweimal versucht! –, verwirrte ihn und entfachte eine rasende Wut in ihm. Außerdem hatte Bernivvigar Garibond, Bransens Adoptivvater, verstümmelt.

Und nun war Bernivvigar tot, niedergestreckt durch das Schwert in dem Wanderstock, und zwar von dem Mann, der diesen Wanderstock in der Hand hielt. Das erfüllte Bransen mit Genugtuung.

Die Unterhaltung wurde durch das Geräusch von Hufen beendet, die sich ihnen auf der Straße von hinten in schnellem Galopp näherten. Das konnte auf diesen Straßen zu dieser Zeit nur eines bedeuten.

»Storch«, flüsterte Callen Bransen zu.

Er war ihrer Warnung längst zuvorgekommen. Er schloss die Augen und trennte die Verbindung – eine Verbindung, die zu diesem Zeitpunkt fast von selbst hergestellt wurde – zu seinem Seelenstein. Sofort veränderten sich die fließenden Bewegungen des jungen Mannes, und er ging auf schwankende und unbeholfene Art und Weise weiter, indem er immer zuerst die Hüfte nach vorn schob, ehe er das Bein mit einem Schwung folgen ließ. Nun war auch der Wanderstock mehr als nur schmückendes Beiwerk, als Bransen ihn mit festerem Griff packte und als Krücke benutzte.

Er hörte die Pferde hinter sich näher kommen, doch wagte er nicht, sich umzudrehen, da er befürchtete, dass er bei diesem Versuch auf die Nase fiel. Callen und Cadayle schauten jedoch nach hinten, und Callen flüsterte: »Fürst Delavals Männer.«

»Macht Platz!«, ertönte Sekunden später ein barscher Befehl. Die Reiter brachten die Pferde zu einem jähen Stopp. »Sieh zu, dass du den Wagen von der Straße bekommst, und weise dich aus.«

»Er spricht mit dir«, flüsterte Callen.

Bransen hatte große Mühe, sich umzuwenden, und schaffte es schließlich, wobei er jedoch mehrmals ins Stolpern geriet. Als er endlich in die Richtung blickte, aus der sie gekommen waren, gewahrte er den erstaunten Ausdruck in den Mienen der beiden Soldaten. Es war ein kräftig gebautes älteres Männerpaar.

»Was hast du hier zu suchen?«, fragte einer der beiden, ein rundlicher Riese mit dichtem grauem Bart.

»Ich ... ich ... ich ...«, stammelte Bransen, und er brachte wirklich kein weiteres Wort über die Lippen, da er es völlig verlernt hatte, ohne die Hilfe des Edelsteins zu sprechen. »Ich ...«

Beide Männer verzogen voller Abscheu die Gesichter.

»Mein Sohn«, erklärte Callen und schob sich schützend zwischen Bransen und die Männer.

»Das gebt Ihr also zu?«, fragte der andere Soldat. Er war jünger als der andere und bis auf einen mächtigen Schnurrbart, der von Ohr zu Ohr zu reichen schien, glatt rasiert. Beide Männer lachten Bransen aus.

»Bah, reitet weiter und lasst ihn in Ruhe«, sagte Callen. »Er wurde im Krieg verwundet. Bekam einen Speer in den Rücken und rettete

damit einen anderen Mann. Er verdient Euern Respekt und nicht Euern Spott.«

Der Graubärtige musterte die beiden misstrauisch. »Wo wurde er verwundet?«

»Am Rücken«, sagte Callen, und der Mann blickte tatsächlich säuerlich drein.

»Gute Lady, ich habe keine Zeit für Eure Ahnungslosigkeit, sei sie nun echt oder nur gespielt.«

»Südlich von Pryd-Stadt!«, platzte Callen heraus, obgleich sie keine Ahnung hatte, ob südlich von Pryd-Stadt überhaupt Kämpfe stattgefunden hatten.

Zu Callens Erleichterung schien den beiden die Antwort jedoch auszureichen – bis der jüngere Mann den Blick auf Cadayle richtete, wobei seine grauen Augen sofort neugierig aufleuchteten.

»Er ist nicht mein richtiger Sohn«, fuhr Callen eilig fort, um ihn abzulenken. »Er ist der Ehemann meiner Tochter, aber ich betrachte ihn als meinen Sohn.«

»Der Mann Eurer Tochter?«, wiederholte der jüngere Mann und sah Cadayle fragend an. »Ist er mit Euch verheiratet?«

»Aye«, erwiderte die Frau. »Mein Geliebter. Wir wollen nach Delaval, um uns zu erkundigen, ob ihm einer der Mönche dort vielleicht helfen kann.«

Die Soldaten wechselten einen vielsagenden Blick. Der jüngere ließ sich aus dem Sattel gleiten und trat neben Bransen und Callen.

»Wie heißt du?«, fragte er, doch als Callen für Bransen antworten wollte, hob der Mann die Hand, um sie zum Schweigen zu bringen.

»Bra... Br... Brrrran«, stotterte Bransen und besprühete den Mann bei jeder mühevoll hervorgestoßenen Silbe mit Speichel.

»Bran?«

»Sen«, fügte Callen hinzu, und der Mann schnitt ihr abermals mit einem mürrischen Kopfschütteln und einem heftigen Abwinken das Wort ab.

»Bran?«, wiederholte er seine Frage.

»S... Ssss... Brranssen«, sagte der Storch.

»Bransen?«, wiederholte der Soldat und trat um ihn herum.

»J... J... Ja.«

»Dämlicher Name«, stellte der Soldat fest, rempelte Bransen an, was den Storch übertrieben heftig stolpern ließ, wobei die eine Hand wild in der Luft herumruderte, während die andere krampfhaft den Wanderstock umklammerte, damit der Körper nicht seinen letzten Halt verlor.

Die offensichtlich nicht gespielte unbeholfene Gehweise und seine ungeschickten Gesten ließen die Soldaten einander Blicke zuwerfen, in denen Abscheu, aber auch so etwas wie Mitgefühl enthalten war. Der jüngere packte Bransen grob am Arm und half ihm, festen Stand zu finden.

»Euer Verlust tut mir leid«, sagte er zu Cadayle.

»Er ist nicht tot«, erwiderte die Frau. Ihr war anzusehen, dass es ihr schwerfiel, ihren Zorn auf den Soldaten im Zaum zu halten, weil er Bransen angerempelt hatte.

»Das tut mir auch leid«, sagte der Mann mit einem spöttischen Grinsen. »Mönche werden ihm auch nicht helfen können. Für ihn und für Euch wäre es besser, wenn er da draußen einfach sterben würde.« Er schnaubte höhnisch, ließ Bransen stehen und ging zum Wagen, um ihn zu untersuchen. »Dass Ihr ihn zu den Mönchen bringt, zeigt, dass Ihr ihm treu zur Seite steht. Aber falls er Euch eines Tages kein Vergnügen mehr machen sollte, dann lasst es mich wissen.« Mit einem lüsternen Grinsen zwinkerte er ihr zu.

Cadayle schluckte krampfhaft. Callen trat schnell neben Bransen und legte eine Hand auf seinen Unterarm. Sie befürchtete, dass er jeden Augenblick losstürmte, um den Narren für diese Beleidigung niederzustrecken.

Unvermittelt waren hinter ihnen andere Geräusche zu hören, Hufgeklapper und das Knarren einer Kutsche.

»Aber vielleicht gefallen ihr diese abgehackten Bewegungen, wenn sie sich lieben, hm?«, fragte der jüngere Soldat seinen älteren Gefährten, der diese Bemerkung mit einem Stirnrunzeln quittierte.

»Lenkt einfach das Gespann von der Straße«, verlangte der Graubärtige.

»Aber der Boden ist uneben und voller Wurzeln«, beklagte sich Cadayle, während der jüngere Mann nach vorn zu den Pferden ging. »Und unsere Räder sind alt und abgenutzt und können bestimmt nicht –«

»Haltet einfach Euer hübsches Mündchen und seid froh, dass wir keine Zeit für andere Dinge haben«, sagte der jüngere Soldat zu ihr. »Wie zum Beispiel, die Pferde und den Wagen im Namen Fürst Delavals zu kassieren.« Er ließ einen missbilligenden Blick über den Karren, das Gespann und Douully, den alten Esel, der hinten angebunden war, schweifen und fügte hinzu: »Nicht dass es sich lohnen würde, irgendetwas davon mitzunehmen.«

»Bitte nicht!«, flehte Cadayle, doch der Mann packte das Zaumzeug des nächsten Pferdes, zerrte das Tier grob zur Seite und lenkte den Karren eine kleine Böschung hinunter, wo er aus eigener Kraft ein paar Sekunden lang weiterrollte, bis er von einem Baum aufgehalten wurde.

Oben auf der Straße trieb der Graubärtige sein Pferd gegen Callen und Bransen und drängte sie auf der anderen Seite auf die Böschung. Dabei zog er das Pferd seines Gefährten hinter sich her.

»Verneigt Euch vor Prinz Yeslnik, dem Fürsten von Pryd!«, befahl er, schaute dabei die ganze Zeit auf Callen und achtete darauf, dass sich sein Pferd ständig zwischen den beiden Wanderern und der herannahenden Kutsche befand. Als sie vorbeierollte, golden glänzend und von einem edlen und starken Gespann gezogen, sah Bransen die Kutscher, zwei Männer, die er schon früher irgendwo gesehen hatte. Er sah auch Lady Olym, Prinz Yeslniks unangenehme und verwöhnte Ehefrau, als sie aus dem Fenster schaute.

Er lächelte, während er mit halb geneigtem Kopf zu ihr hinaufblickte. Sie bemerkte ihn und schien zusammenzuzucken, was man als Erkennen werten konnte. Dafür zwinkerte Bransen ihr zu, worauf sie zurücksank und eine behandschuhte Hand auf ihren Mund presste.

Das vertiefte Bransens Lachen noch, aber er blickte weiterhin zu Boden, damit der graubärtige Soldat nichts davon bemerkte.

»Was ist er, ein Prinz?«, fragte Callen den Mann. »Oder ein Fürst? Ihr habt ihn nämlich beides genannt.«

»Prinz Yeslnik von Delaval«, bekräftigte der Graubärtige und lenkte sein Pferd auf das Pflaster. Auf der anderen Straßenseite eilte der jüngere Soldat die Böschung hinauf, kam herbei und schwang sich eilig in den Sattel.

»Auch Fürst von Pryd, und bald auch noch Fürst von Delaval«, beharrte der jüngere Mann.